

«Ich wäre die perfekte Durchschnittsschweizerin»

Die Filmemacherin Rachel M'Bon porträtiert Frauen, die erfolgreich und ständig mit ihrer Hautfarbe konfrontiert sind wie sie. Ungerechte Behandlung begleite sie durchs Leben, erklärt sie im Gespräch mit Antonio Fumagalli

Frau M'Bon, Sie sind als Tochter einer Deutschschweizerin und eines Kongolosen in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Würde Ihnen früh zu spüren gegeben, dass Sie nicht wie «die anderen» sind?

Das begann schon in der Kindheit. Jeden Tag war und bin ich, so wie auch die anderen Protagonistinnen im Film, mit meiner Hautfarbe konfrontiert. Meine Mutter wurde regelmässig gefragt, ob sie mich und meine Brüder adoptiert habe. In der Schule nannte mich ein Lehrer «wildes Tier», und den Buchstaben «N» lernten wir anhand eines Neger-Bildes. Als Jugendliche musste ich bei einer Polizeikontrolle auf den Posten mit, weil ich keinen Ausweis auf mir hatte, während meine ebenfalls ausweislosen Freundinnen weitergehen durften. An der Bushaltestelle fragte einmal ein Mann: «Was kostest du?» Und noch heute kann ich nicht mit dem TGV nach Paris fahren, ohne kontrolliert zu werden – sogar wenn ich ausnahmsweise in der 1. Klasse reise.

Inwiefern beeinflussen solche Erfahrungen den persönlichen Werdegang?

Das Gefühl, eine Ungerechtigkeit zu erfahren, ist omnipräsent. Besonders als Jugendliche hat mich das wütend gemacht. Hätte ich keine dunkle Haut, wäre ich die perfekte Durchschnittsschweizerin. Ich bin hier aufgewachsen, spreche ohne Akzent, habe eine gute Ausbildung und führe ein bürgerliches Leben. Dennoch werde ich anders behandelt. Es gibt zwei Strategien, damit umzugehen: der Versuch der totalen Assimilierung – oder der aktive Kampf dagegen.

Spätestens mit Ihrem Film «Je suis noires» haben Sie sich für die zweite Option entschieden.

Ja, aber erst nach vielen, vielen Jahren. Als junge Frau habe ich alles unternommen, um meine afrikanischen Wurzeln so unsichtbar wie möglich zu machen. Ich trug Perücken und achtete extrem auf meine Kleidung. In der Gesellschaft verhielt ich mich kantenlos, sogar wenn jemand anzüglich war. Ich wollte eine Schweizer Vorzeigefrau sein und nicht auffallen. Ich arbeitete als Journalistin, heiratete einen weissen Mann und übernahm seinen Namen. Selbstverständlich gingen wir nach Zermatt in die Skiferien.

Was hat zum Umdenken geführt?

Irgendwann habe ich realisiert: Ich kann mich anstrengen, wie ich will – ich werde doch nicht als vollständige Schweizerin wahrgenommen. Meinen Kindern wollte ich diese Lebenslüge nicht weiter zumuten. Auf lange Sicht ist es nicht gesund, die Augen vor dem strukturellen Rassismus zu verschliessen.

Was gibt Ihnen die Gewissheit, dass Sie als weisse Frau nicht ähnliche Schwierigkeiten erlebt hätten?

Wenn man in der Schweiz schwarz ist, ist das Leben ohne Zweifel komplexer, als wenn man der Norm entspricht. Es ist, als wenn man mit einem Handicap ins Leben starten würde. Manche schaffen es einfacher, manche gar nicht, sich von diesem Zusatzgewicht zu befreien.

Sie sagen: in der Schweiz. Wäre es anderswo anders?

Weil die Schweiz nie eine Kolonialmacht war, wird Rassismus und Diskriminierung hierzulande viel weniger als Problem wahrgenommen als in Ländern mit einer belasteten Vergangenheit. Die Durchschnittsbevölkerung geht davon aus, dass dunkelhäutige Personen gleich behandelt werden wie weisse. Doch das ist nicht der Fall.

Aber wir haben doch die Anti-Rassismus-Strafnorm!

Für die krassen Fälle, ja. Wenn mich eine Person öffentlich als «Drecks negerin»



«Warum sollten wir eher Sexgöttinnen sein als sonst irgendeine Frau?», sagt Rachel M'Bon.

MAURICE HAAS / NZZ

«Ständig werde ich gefragt, woher ich stamme. Ich pflege zu antworten: «Aus Trub im Emmental.»»

«Je suis noires»

fum., Lausanne · Zusammen mit Juliana Fanjul hat die 48-jährige Rachel M'Bon den Dokumentarfilm «Je suis noires» realisiert. Sieben dunkelhäutige Schweizer Frauen erzählen von ihrer Identitätssuche, ihren Erfahrungen mit strukturellem Rassismus und ihrem Kampf um gesellschaftliche Anerkennung. M'Bons persönliche Erlebnisse und Selbstreflexionen, die jenen der anderen Frauen ähneln, dienen dem Film als roter Faden.

«Je suis noires» wird am Freitag am Festival Black Helvetia in La Chaux-de-Fonds gezeigt, das dieses Jahr zum ersten Mal stattfindet. Im Dezember kommt der Film auch in die Deutschschweiz: zuerst ans Human Rights Film Festival und später in ausgewählte Kinos.

beschimpft, kann ich sie anzeigen. Doch die Prozedur ist anstrengend, und es braucht immer Zeugen. Der Schweizer Rassismus ist subtiler und darum strafrechtlich kaum greifbar. Oftmals steckt nicht einmal eine böse Absicht dahinter.

Wie meinen Sie das?

Ich kann gerne ein Beispiel von den Filmdreharbeiten nennen: Eine Kontaktperson sagte, dass sie nicht verstehen könne, worüber ich mich beklage. Schwarze sähen nicht nur besser aus, sie tanzten auch geschmeidiger. Weisse seien einfach eifersüchtig – und ihr Rassismus sei ein Ausdruck davon.

Eine Art «wohlmeinender Rassismus»?

Ja. Ironischerweise muss ich mir solche – positiv konnotierten – Klischees häufiger von Personen anhören, die einem progressiven, eher linken Umfeld entstammen. Die Äusserungen sind ja nett gemeint, aber im Grunde genommen herablassend und paternalistisch. Denn sie reduzieren das Gegenüber auf einen Unterschied, der abgesehen von Äusserlichkeiten oft gar nicht erst existiert. Man wird als Objekt betrachtet. Ich habe Männer erlebt, die sich unbedingt mit mir einlassen wollten, weil sie noch nie mit einer Dunkelhäutigen im Bett waren.

Die schwarze Frau als unzählbares, sexuell aufgeladenes Wesen.

Dieses Bild ist leider weit verbreitet. Es findet eine Fetischisierung von schwarzen Körpern statt, besonders von Frauen. Warum sollten wir eher animalische Sexgöttinnen sein als sonst irgendeine Frau? Schauen Sie einmal Werbungen mit schwarzen Models an: Grace Jones in einem Käfig, Naomi Campbell neben einem sprintenden Gepard. Das ist noch nicht so lange her, nur gut zehn Jahre.

Sie haben gesagt, dass Linke Sie eher mit Klischees konfrontieren. Wie erklären Sie sich das?

Man denkt ja zuweilen, dass Linke besser verstehen, wie man sich als Minderheit fühlt, und Rechte, zugespitzt formuliert, verkaptete Rassisten sind. Dieses Weltbild ist viel zu simpel. Ich habe SVP-Vertreter getroffen, die mir gegenüber viel offener und vor allem ehrlicher in ihrer politischen Positionierung waren, auch wenn ich ihre Ansichten nicht unbedingt teile.

Nachfragen zu Ihren Wurzeln können doch auch der Ausdruck von echtem Interesse an Ihrer Person sein.

Ständig werde ich gefragt, woher ich stamme. Ich pflege dann zu antworten: «Aus Trub im Emmental.» Die Leute haken dann nach und sagen: «Nein, ich meine ursprünglich.» Dabei komme ich mindestens so sehr aus dem Kanton Bern wie aus dem Kongo und bin der Schweiz kulturell und sprachlich um ein Vielfaches mehr verbunden. Die Frage nach der Herkunft kann in der Tat Interesse signalisieren. Das Problem ist, dass darin Zweifel an der Legitimität meiner Anwesenheit mitschwingen. Das ist verletzend für jemand, der schweizerischer ist als viele andere Personen, die hier leben.

Wie werden Sie wahrgenommen, wenn Sie nach Kongo reisen?

Auch dort bin ich die «Ausländerin». Nur ist der soziale Status von Weissen in Afrika ein anderer als derjenige von Schwarzen in Europa. Da spielt natürlich viel Kolonialgeschichte hinein.

Im Zusammenhang mit Rassismus gibt der Umgang von Polizisten mit Schwarzen immer wieder zu reden. Es ist aber eine Tatsache, dass der Kokainhandel in der Hand von Westafrikanern ist. Also

ist nachvollziehbar, dass die Polizei eine schwarze Person eher kontrolliert.

Mich ärgern die Dealer auch, und ich wäre froh, wenn man das Drogenproblem lösen könnte – von mir aus auch mit einer repressiveren Polizeistrategie. Denn der Handel auf der Strasse sorgt dafür, dass andere Schwarze, die gar nichts Illegales tun, in den gleichen Topf geworfen werden. Polizisten haben so einen Vorwand, um junge, schwarze Männer ohne ersichtlichen Grund zu kontrollieren. Wie oft sage ich meinen Kindern, dass sie aufpassen sollen, wie sie sich in der Öffentlichkeit kleiden und verhalten – viel mehr, als wenn ich eine weisse Mutter wäre. Gleichzeitig muss man sich bewusst sein, dass die Dealer die unterste Stufe eines Gesellschaftssystems sind, das ihnen nicht die gleichen Möglichkeiten gibt. Gäbe es weniger Kokainkonsumenten – oftmals weisse, erfolgreiche Leute –, gäbe es auch weniger Drogenhandel.

In Ihrem Dokumentarfilm sind ausschließlich Frauen porträtiert. Warum?

Weil die Lebensrealität von Frauen in der Schweiz leider immer noch eine andere ist als diejenige von Männern. Das hat mit der Hautfarbe nichts zu tun.

Im Film sprechen eine Anwältin, die Kaderfrau einer Bank, eine Psychologin und so weiter – alles schwarze Frauen mit einer guten Ausbildung und einer hohen beruflichen Stellung. Warum?

Das war der Co-Produzentin und mir extrem wichtig, obwohl externe Berater fanden, dass wir die Gesellschaft breiter abbilden sollten. Unseres Erachtens hätte dies die Botschaft des Films aber abgeschwächt. Hätten wir eine Putzkraft oder eine Kassierin gezeigt, hätten sich manche Zuschauer gedacht: «Was sie erleben, ist nicht okay. Aber anderen Frauen mit ihrem Beruf geht es gleich.» So rüttelt der Film mehr auf.

Der gewaltsame Tod von George Floyd hat weit über die USA hinaus für Proteste gesorgt. War er der Auslöser für den Film?

Floyd starb im Frühling 2020. Da war ich bereits am Schreiben des Drehbuchs. Die öffentliche Diskussion im Zuge der Gewalttat hat sicher dazu beigetragen, dass wir genügend Mittel aufreiben konnten, um eine TV-Dokumentation zu drehen. Und dank dem Filmverleih ist nun sogar ein Kinofilm daraus entstanden. In diesem Sinn hat George Floyds Tod zwei Seiten: Die unmenschliche Tat lässt einen sprachlos zurück. Aber sie hat einen gesellschaftlichen Diskurs ausgelöst, der sonst kaum möglich gewesen wäre.

ANZEIGE

«Selbstbestimmung ist die Kunst, das Leben selber in die Hand zu nehmen.»

Urs Gisler
Business Analyst

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.